

Das Gespür für Gott

Von Hyacinthe Paissac O.P.¹

Wir haben kein Gespür mehr für Gott.

Diese Erkenntnis drängt sich uns auf, wenn wir ehrliche Gewissensforschung halten. Es handelt sich dabei nicht um jene Menschen, die Gott um irgendwelcher Daseinsauffassung willen ablehnen, oder die Ihn um irgendeiner Geschichtsdiagnostik willen leugnen. Nein, es geht um uns Christen.

Lesen wir doch einmal die Umfragen und Erklärungen und Aufsätze, die Tag für Tag auf unserer Seite herauskommen; beobachten wir doch einmal dieses jugendlich-glühende Suchen überall nach dem neuen Heiligen, nach dem Stil des 20. Jahrhunderts, und dieses leidenschaftliche Entdecken des modernen Menschenbildes. Wir alle denken und leben so. Aber haben wir noch das Gespür für Gott?

Gewiß, wir wissen sehr wohl, daß Gott da ist, und wir lieben Ihn auch; sonst wären wir ja keine Christen mehr. Aber für den Sachkundigen gibt es noch etwas anderes als das bloße Wissen um ein Ding, und für den, der wirklich liebt, gibt es mehr als den bloßen Willen zur Liebe. Man kann um ein Kunststück wissen, ohne ein Kunstkenner zu sein und ohne den Sinn für das Schöne zu haben. Wir sagen ja ähnlich bisweilen: jemand habe kein Gespür für die sozialen Probleme, oder: er habe kein Gespür für Liturgie. Was wir damit meinen, ist schwer zu sagen; es läßt sich ebenso wenig mit Worten umschreiben wie etwa die Bedeutung von „Geschmack“ oder vom „Herz“. Wer ein Gespür für eine Wirklichkeit oder ein Ideal hat, der besitzt die Fähigkeit, ein Ziel, auf das er sich ausrichtet, nicht nur als Wert zu erkennen, sondern es auch als solchen innerlich zu empfinden und sich dafür zu erwärmen. Er lebt — einer Kompaßnadel vergleichbar — in ständiger Spannung und Erregung: die geringste Einwirkung vom Pol her wird „registriert“. Ganz instinktmäßig wendet er sich dorthin. Wer ein Gespür für ein Gut hat, der erfährt dessen Schönheit nicht nur verstandesmäßig, sondern mit dem Herzen. Er ist davon ganz ergriffen und „besessen“. Er fühlt sich mit diesem Gut, das er innerlich so sehr schätzt, zu einer Einheit verbunden, im Sinne des Pauluswortes: „Wir anderen haben das Gespür für Christus“.

Daß einer keinen Sinn für Rhythmus hat, erkennt man an kaum merklichen Feinheiten. Es kann sein, daß er das Problem des Rhythmus durchstudiert hat und daß er darüber auch theoretisch sehr gut Bescheid weiß. Sobald er aber zu singen anhebt, ist alles zu Ende. Das Eigentliche fehlt ihm eben. — Eine Kleinigkeit reicht hin, um dem Kundigen zu zeigen,

¹ Der Aufsatz, der zuerst in der Zeitschrift der französischen Dominikaner „La Vie Spirituelle“ (Juli 1946, S. 6 ff) erschien, wurde uns in freundlicher Weise zur Veröffentlichung überlassen. Die Übersetzung stammt von Heinrich Bacht S.J., Büren i. W. Immakulatakolleg.

daß diesem oder jenem der feine Geschmack abgeht. Es ist also auch möglich, daß man sich selbst darüber klar wird, ob man für gewisse Dinge ein Gespür hat oder nicht.

In diesem Sinne fragen wir nun also, ob wir das Gespür für Gott verloren haben. Nur dürfen wir uns nicht dadurch täuschen lassen, daß wir von Gott zu reden wissen und daß wir Seine Gegenwart zu erfassen meinen.

Denn ein Sinn kann verloren gehen. Er kann durch das Gespür für andere Dinge verdrängt werden. Der Mensch, der ein so feines Empfinden für Freiheit oder Gerechtigkeit hat, ist derselbe, der das Gespür für Ordnung verloren hat. Wer ein feines Empfinden und ein waches Interesse hat für Fortschritt, der besitzt kein Gespür mehr für Tradition. Es vollzieht sich hier so etwas wie die Abstößung zweier Pole: die eine Orientierung verdrängt die andere, weil die Kraft zum Ausgleich zu schwach ist. In diesem Sinne sind wir Christen von heute mit schier unwiderstehlicher Gewalt auf den Menschen und die Welt hin ausgerichtet. Aber das feine Empfinden für Gott, wo ist das geblieben? — Es gibt gewisse Anzeichen, die uns Klarheit zu geben vermögen.

Zunächst: Wie steht es mit unserem Werk, mit unserer T a t ? Denn dort suchen wir ja vor allem die Bewährung unseres Christentums. Worum geht es uns? Wir wollen die Welt zu Gott führen; oder deutlicher, wir wollen Gott in die Welt hineinragen. Der Unterschied mag geringfügig erscheinen, aber er ist bezeichnend. Im Vordergrund steht für uns die Welt, steht der Mensch ... Die Sorge um die menschliche Existenz steht in unseren apostolischen Bemühungen obenan. Ehe wir von Gott predigen, möchten wir die Existenz des Menschen in Familie und Staat gesichert wissen. So werden Wirtschaft und Politik für uns zu vordringlichen Aufgaben. Ein Apostel, der nicht mit den Problemen der Arbeit u. dergl. vertraut ist, der ist, so meinen wir, nicht würdig, das Evangelium zu verkünden. Die Liebe zu Gott reicht nicht aus dazu.

Als Paulus nach Korinth kam, hätte er auch mit Sozialreformen beginnen können. Er hätte in dieser Großstadt mit ihrem Weltbürgertum, in der alle Laster sich breit machten, in dieser Handelsstadt, in der das wirtschaftliche Leben so viel Ungerechtigkeit und Elend mit sich brachte, sich der rein menschlich-irdischen Not entgegenwerfen können. Er hätte nach grundlegenden Reformmaßnahmen suchen können, um den Notleidenden jenes Minimum an Wohlstand zu verschaffen, ohne das sie das Wort Gottes nicht aufnehmen können. Er hätte sich mit den Trägern der öffentlichen Gewalt auseinandersetzen können, um die Härten der Sklaverei zu mildern ... Wir anderen hätten auf jeden Fall damit angefangen. Paulus dagegen tat es nicht. Er hat diesen so wenig zugänglichen Heiden, mochten sie nun reich oder arm sein, nicht Indisches zu bringen. Was er ihnen bringt, ist das Kreuz, ist die Torheit und das Ärgernis des Kreuzes; kein wirtschaftlicher oder sozialer Reformplan, sondern eine

übernatürliche Offenbarung, nichts anders, als Gott selbst! Ob wir bei unserem Aktivismus wohl auch den Mut gehabt hätten, uns so wenig um die rein natürlichen Belange zu kümmern? Ich glaube, wir hätten viel zu viel Angst gehabt, ohne Erfolg zu bleiben.

Unser feines Empfinden für die menschlichen Gegebenheiten macht uns leicht zu Anpassungen bereit. Paulus dagegen schreibt an seine Gläubigen in Rom, diesem anderen Sammelpunkt der Ungerechtigkeit: „Paßt euch nicht dieser Welt an!“ Gewiß, wir sagen nicht das Gegenteil, es handelt sich nur um feine Schattierungen. Immerhin haben wir doch nur diese Sorge: uns den Leuten, die uns hören und die auf uns schauen, anzupassen. Wir sind nicht geneigt zu glauben, daß die Menschen sich dem Gotteswort und der kirchlichen Liturgie anzupassen haben. Vielmehr meinen wir, daß Gotteswort und Zeremonien so weit umgeformt werden müssen, daß sie kein Befremden und keinen Anstoß mehr erregen können. Die Glaubenslehren, die möglicherweise das moderne Empfinden verletzen könnten, werden geschickt verwischt und verharmlost. Wer spricht denn noch von der ewigen Hölle, und wenn er es einmal wagt, in welch sanften Tönen geschieht es dann! Die Erbsünde ist nur noch die unbestimmte Summe aller Sünden, die auf Erden begangen werden, und der letzte Roman von Simon de Beauvoir gibt uns die Möglichkeit, von diesem so unzeitgemäßen Thema zu sprechen, ohne allzusehr beschämt zu werden.

Was aber machen wir vor allem mit dem Kreuz? Wir haben auch dieses Gewaltstück fertiggebracht, es „anzupassen“. Wir haben das Kreuz zu etwas gemacht, was der Entfaltung des Menschen dient. Wir haben uns lang und breit sagen lassen, daß gerade das Kreuz dem Menschen die Möglichkeit gibt, sich in seiner ganzen Schönheit zu zeigen. Denn nie sei der Mensch schöner, als wenn er mit weitgeöffneten Armen dastehe! Wie würde ein Paulus da aufbegehren! Wir hingegen sind voll Bewunderung. Das Gespür für den Menschen ist bei uns eben so stark entwickelt, daß es uns den Sinn für die göttlichen Geheimnisse verlieren läßt.

Schuld daran ist die Tatsache, daß wir mit unserer Aktivität um jeden Preis Erfolg haben wollen. Wir passen uns ja nur deshalb so „glänzend“ an, weil wir die Welt bekehren wollen. Wir sind Eroberer, Kämpfer. Wir hegen die Zuversicht, die ganze Welt für unsere Sache gewinnen zu können. Dabei sind wir des guten Glaubens, für Gott tätig zu sein. Aber seien wir doch einmal ehrlich, unerbittlich ehrlich! Ist es wirklich immer nur Gott, der diesen Willen zur Bekehrung um jeden Preis bestimmt...? Selbst dann, wenn wir uns dabei die härtesten Opfer auferlegen? Ist Gott nicht doch bisweilen nur das herrliche Ideal oder sogar nur dieser „Irgendjemand“, der uns die Möglichkeit gibt, unseren Einfluß auf die Menschen zur Geltung zu bringen? Ist Gott nicht nur das wundervolle Mittel, durch das wir die anderen zum Eintritt in unsere „christliche Partei“ oder zur Übernahme unserer Lehre bestimmen?

Es mag sein, daß es sich hier nur um haarscharfe Unterscheidungen handelt. Aber unser Leben entscheidet sich nun einmal an solchen Subtilitäten. Wir bilden uns ein, die Sache Gottes zu betreiben und für Gott tätig zu sein, in Wirklichkeit aber gebrauchen wir Gott, um die Menschen für uns zu gewinnen. Es ist also wiederum der Mensch, der sich durchsetzt.

Beobachten wir sodann einmal unser Innenleben, und zwar dort, wo nur der schlichte Wille steht, Gott zu gefallen. Unser Ideal ist natürlich die Caritas, denn wir sind ja Christen. Aber in welcher Richtung fühlen wir uns instinktmäßig getrieben? Ist es nicht so, daß die dem Menschen tätig dienende Caritas uns viel stärker anzieht, als die beschauliche Liebe zu Gott? Einige Anzeichen dafür: Der kleinste Erweis von Menschenliebe erfüllt uns mit Rührung, auch dann, wenn es sich im Grunde nur um heidnische Philanthropie handelt. Der Kameradschaftsgeist, der doch nur ein blasser Widerschein der Caritas ist, erscheint uns als Höchstwert. Wo wir ihn antreffen, sind wir bereit, um seinetwillen Unlauterkeit und Zügellosigkeit zu verzeihen. Da werden wir sehr nachsichtig. Aber der Ordensfrau, die sich in einsamer Beschauung ihrem Gott hinschenkt, der sehen wir nichts nach von ihrer Enge und Naivität... In unserer Sicht der Dinge zählt so eine „gute Nonne“, wie wir zu sagen belieben, einfach nicht mit. Wir verstehen es, mit Nachdruck die Heuchelei eines scheinbar Gott geweihten Lebens anzuprangern, aber wir sind gar nicht empfindlich gegenüber dem etwaigen Pharisäismus der anderen, von denen das Wort gilt: „Wehe euch! Ihr durchzieht Meer und Land, um auch nur einen Jünger zu werben, und wenn er es geworden ist, was macht ihr dann aus ihm?“

Unser geistliches Leben ist zutiefst den anderen zugewandt. Will man eine Formel, die unser Ideal mit einem Wort umreißt, dann paßt diese: „Sein heißt zunächst und vor allem: die Sorge für die Kameraden auf sich nehmen.“ Man könnte auch sagen: „Sein, das heißt zunächst einmal, sich Gott schenken“. Vielleicht werden wir sagen, das sei dasselbe. Aber in Kleinigkeiten verrät sich oft der wahre Geist. Das „solus cum solo Deo“, das Alleinsein mit dem alleinigen Gott, beunruhigt uns, die „Nachfolge Christi“ erscheint uns als ein wertloses Buch. Die Menschen, und nur die Menschen interessieren uns.

Selbst dort, wo „die andern“ nicht mehr zur Frage stehen, bei der Übung unserer geheimsten Tugend, geht es uns um den Menschen in uns, nicht so sehr um Gott. Das ist unser Anliegen: Wir wollen Menschen sein, wollen Persönlichkeiten sein, freilich innerhalb der übernatürlichen Ordnung und als religiöse Menschen, wie wir beifügen. Aber es wird eben nur beigelegt, nur mitverstanden. Es ist nicht das, was zunächst in die Augen springt. Ob wir es uns auch nur ungern eingestehen, so ist es doch so: Gott ist für uns fast nur das Mittel, um uns selbst voll zu entfalten. Ziel und Endzweck sind wir selbst. Darum betonen wir so

gerne, daß die Sakramente um des Menschen willen da sind. Aber wenn schon alles für den Menschen da ist, bis hinauf zu Christus, warum dann nicht auch Gott? Sehen wir doch einmal, wie wir beispielsweise unseren Rosenkranz beten: Das Weihnachtsgeheimnis ist dazu da, um uns die Loslösung vom Irdischen zu lehren. Das Ölbergleiden Jesu soll uns zeigen, wie wir leiden sollen ... An die Glaubenslehre von der Menschwerdung Gottes denken wir wenigen, dafür umso mehr an diese eine kleine Tugendübung, die uns helfen soll, Mensch zu werden. — Ein anderes Zeichen: Wie schwer wird es uns, das Opfer zu begreifen, das Gott einem Menschen zumuten kann! Wie schnell sind wir geneigt, von „unmenschlicher“ Heiligkeit zu sprechen! Die evangelischen Räte und die Ordensgelübde, in denen jene in die Tat umgesetzt werden, erscheinen unserem Humanitätsideal wenig angemessen. Es ist eben nicht Gott, um den es uns zu allererst geht.

Gehen wir weiter in unserer Gewissenserforschung. Nicht nur in unserem tätigen und in unserem geistlichen Leben offenbart sich diese Einstellung, sondern ebenso sehr in unserm Denken und Urteilen.

Wenn wir an unser Christentum denken, so sehen wir darin viel mehr die Geschichte des erlösten Menschen als die Selbstoffenbarung Gottes. Nicht die Lehre vom Dasein Gottes ist es, was uns in unserem Credo am tiefsten beeindruckt. Es ist darum auch nicht sonderlich überraschend, wenn man erfährt, daß der entsprechende Traktat in manchen Seminarien nicht mehr als Teil der Theologie gerechnet wird. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit interessiert uns erst von dem Augenblick an, wo wir eine mögliche Begegnung mit unserem persönlichen Leben erkennen. Rein in sich gesehen, sind wir an der Frage nach dem Leben Gottes nicht sonderlich beteiligt. Ein Vorwand ist dafür leicht gefunden: Das Geheimnis ist zu schwierig, Gott ist für uns zu groß ... Wir tun uns viel leichter mit der Menschwerdung und Erlösung. Denn da finden wir den Menschen und seine Geschichte. Aber auch hier betrachten wir lieber das menschliche Seelenleben Jesu, als daß wir uns in die schwierigen Überlegungen über die gottmenschliche Persönlichkeit Jesu einlassen. Der Christus der Gleichnisreden spricht uns viel unmittelbarer an als der Christus der großen johanneischen Tempelreden. Es ist eben im Grunde nicht Gott, der uns anzieht und hinreißt, sondern der Mensch in Gott, der Mensch auf dem Wege zu Gott. Bestimmend ist für uns das Gespür für den Menschen und seine in der Geschichte sich entfaltende Existenz.

Natürlich fehlt es uns nicht an Entlastungsgründen und an Entschuldigungen ... Wir wollen sie uns einmal näher anschauen. Unser Jahrhundert vollendet die Entdeckung des Menschen. Da ist es ganz natürlich, daß wir als Kinder unserer Zeit von ihren Offenbarungen auch fasziniert werden. Aber es handelt sich dabei nicht um den Menschen an sich, auch nicht einmal um den tatsächlichen Menschen, so wie er einmal in ewiger Seligkeit leben soll. Unser leidenschaftliches Anliegen ist der Mensch in

der Welt. Von daher haben wir uns das feine Empfinden für Geschichte und den zeitlichen Ablauf des Daseins erworben. Des näheren geht es uns um den schaffenden Menschen. Denn der Mensch kann nicht in der Welt sein ohne seine Arbeit. Die Frage geht also nicht mehr um den „homo sapiens“, der betrachtend die überirdischen Dinge verkostet, sondern um den „homo faber“. Für uns ist das Schaffen die wesensprägende Tätigkeit des Menschen. Die Beschauung ist nichts für ihn. Damit ist alles weitere gegeben. Unser Menschenbild erwächst aus den Zusammenhängen von Arbeit und Wirtschaft. Selbst unsere Metaphysik möchten manche von hierher entwickeln. Um dieser Entdeckung willen erscheint uns Karl Marx als einer der Großen in der neuzeitlichen Philosophie.

Der „homo faber“! Schaffen und produzieren, das ist das westliche und fernwestliche Ideal. Nicht nur tätig sein, sondern etwas machen, etwas Nützliches produzieren! So wird das Werkzeug zum sinngemäßen Symbol: Hammer und Sichel! Es ist von hier ganz natürlich, daß unser Interesse auf das Tatsächliche geht und auf das Geschichtliche, näherhin auf das, was man macht und machen kann. Wie sollten wir da einen unmittelbaren Zugang zu Gott haben! Gott selbst schafft sich nicht, er hat auch keine Geschichte. Noch viel weniger ist er unser Werk; auf der ganzen Welt gibt es keine Maschine, mit der man Ihn machen könnte. Gott ist also nicht „zur Hand“, so wie ein Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Wir können auf ihn auch nicht einwirken, nicht einmal durch unser Gebet. Er ist der lautere Akt unantastbaren Seins. Wie sollte dieser Gott für uns Heutige eine „Zugkraft“ haben! Gewiß, wir nehmen Ihn hin, aber eigentlich nur soweit, als wir an Seiner Gegenwärtigsetzung in dieser Welt mitschaffen können. Denn das ist der Sinn unseres Apostolates: Machen, daß die Welt Gottes inne wird. Somit werden wir wieder auf den Menschen zurückgeworfen; hier liegt also wirklich der ganze Sinngehalt unseres Bemühens. — Eigentlich gibt es Gott gegenüber nur eins zu tun: ihn zu betrachten. Die Betrachtung Gottes kann aber nur in einem liebenden Aufblick unseres von der Liebe getragenen Erkennens geschehen. Aber Jahrhunderte der Kritik und des Zweifels haben uns mit Mißtrauen gegenüber unserem Verstand erfüllt, und darum trauen wir auch dem beschauenden Erkennen nicht mehr. Wir haben Angst vor der geistigen Schau, weil wir meinen, wir könnten uns dann dem Zwang der Abstraktion nicht entziehen; Abstraktionen aber sind immer verderblich. Das Tun, die Tat erscheint uns als viel besser, und darum bleibt uns keine andere Wahl.

Die Idee vom „homo faber“ ist also einer der Gründe für unsere grundsätzliche Einstellung... Aber das ist noch nicht alles. Wir alle haben ein solches Gefallen an Leistung und Erfolg, daß es natürlich ist, daß wir uns durch den Erfolg all der Gottlosen beeindrucken lassen. Die führenden Persönlichkeiten im Bereich des Geistes und der sozialen und politischen Bewegungen sind Menschen mit einem ausgeprägten Sinn für das Ge-

schichtliche und Existenzielle. Sie alle, mögen sie nun Philosophen des Absurden oder Marxisten sein, gehen gemeinsam in der Ablehnung Gottes. Dabei sind ihre Erfolge überwältigend. Sie erwecken unseren Neid, ob wir wollen oder nicht. Wir leiden alle an einem für das moderne Christentum so bezeichnenden Minderwertigkeitskomplex. So versuchen wir, es den anderen gleich zu tun. Gewiß, wir gehen nicht so weit, Gott zu leugnen. Aber das feine Empfinden für Gott droht immer mehr in unserem Herzen zu schwinden.

Endlich wollen wir offen eingestehen, daß unsere Haltung eine betonte Abwehrreaktion gegen die sogenannten „Frommen“ vergangener Zeiten ist. Sie vermeinten, dies feine Gespür für Gott zu haben, aber in Wirklichkeit wollten sie nur nicht von ihren Devotionen und frommen Praktiken lassen. Ihre Frömmigkeit bestand in Abtötung und äußerlicher Demuthaltung. Aber was haben sie aus der Welt gemacht. Von den Anliegen des Menschen haben sie unbegreiflicherweise keine Ahnung gehabt. Aus einer grenzenlosen Selbstzufriedenheit heraus kamen sie nicht zur Erfüllung ihrer Sendung. Auf keinen Fall wollen wir ihnen folgen, darum halten wir uns von ihren Reihen fern. Aber unsere Reaktion geht zu weit. Uns Christen von heute wird es sehr schwer, dieses ganze Stück kirchlicher Vergangenheit als zu uns gehörig anzuerkennen, nämlich dieses ganze Mittelalter mit seiner Theokratie und Theologie, wo Gott zunächst und vor allem maßgebend war. Wir sind mit dem Mittelalter nachsichtig, insofern es bestimmte Reformen durchgeführt hat oder weil es schließlich doch noch den völligen Bruch mit der Herrschaft des Feudalismus vollzogen hat. Aber wir sind seinen Theologen böse, weil sie unfähig waren zum geschichtlichen Denken, und weil sie kein Organ hatten für die konkrete Existenz. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir bei besserer Kenntnis ihrer Gedankenwelt voll Überraschung feststellen würden, daß diese Kategorien ihnen doch nicht so unbedingt fremd waren, wie es uns erscheint. Aber das ändert doch nichts daran, daß sie nach unserem Eindruck zu sehr von Gott, und zeitweise einem allzu jenseitigen Gott „absorbiert“ waren.

Alles weist uns somit in die gleiche Richtung, eine ganze Menge von Faktoren verschiedener Art bestimmt unseren Humanismus, unsere Ausrichtung auf den Menschen. Gewiß, wir gehen nicht so weit, daß wir an Gott einfach nicht mehr denken; wir lieben Ihn sogar über alles, wenigstens haben wir den festen Vorsatz. Aber es geht uns wie dem Unternehmer, der die Gerechtigkeit zwar kennt und auch zu lieben vorgibt, der aber kein Gefühl mehr für sie hat, weil er innerlich ganz auf die Ordnung des Gesamtbetriebes hin ausgerichtet ist.

Es geht also darum, das rechte Gleichgewicht wiederzufinden. Wir Christen, oder wenn man so will, die Kirche des 20. Jahrhunderts, wir haben endlich die Bürde des neuen Menschen auf uns genommen. Die Kirche hat sich auf ihrem Weg zur Ewigkeit einst der Römer des ersten Jahr-

hundreds angenommen, danach der germanischen Einwanderer, später des mittelalterlichen Menschen und des Menschen der Renaissance. Jeder Neuankömmling bedeutet zunächst eine Störung des vorhandenen Gleichgewichtszustandes. Die Last eines neuen Menschen verursacht eine Lageverschiebung, ähnlich wie die Ladung, die ein Seeschiff aufnimmt. Es hat Zeit gebraucht, bis wir den modernen Menschen verstanden haben. Wozu sich darüber wundern oder sich daran stoßen! Inzwischen ist das Werk getan. Aber das Schiff hat noch Schlagseite. Es bedürfte eines klugen Steuermannes, eines Genies, vor allem aber eines Heiligen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen und das Steuer wieder fest in die Hand zu bekommen.

Wir brauchen keine Angst zu haben, es ist gut, daß wir ein so stark entwickeltes Empfinden für die menschlichen Belange haben. Das Schifflein Petri hat nichts zu befürchten. Wir wissen ja, wenn ein Schiff unter Segel geht, muß es sich zur Seite neigen. Nur im Hafen stehen die Masten senkrecht. Aber da gibt es auch keine Bewegung. Ein statisches Gleichgewicht, das ja doch nur Zeichen einer Todesstarre wäre, kann gar nicht unser Wunsch sein. Aber andererseits kann es bei großer Geschwindigkeit einen Augenblick geben, wo die Grenze der zulässigen Neigung erreicht ist. Eine weitere Neigung bedeutet dann die Gefahr, zu kentern. Dann heißt es das Steuer herumwerfen und sich ganz auf die andere Seite legen, um vor dem Umschlagen sicher zu sein. Vielleicht ist dieser Augenblick für uns jetzt da. Vielleicht ist es sogar hohe Zeit für uns Christen von heute, daß wir die Richtung auf Gott nehmen und uns auf Ihn hin ausrichten. Wir brauchen dabei nichts von dem menschlich Wertvollen preisgeben, das wir seither gewonnen haben. Wohl aber müssen wir einen Ausgleich schaffen.

Das rettende Gegengewicht ist die einfache Anerkennung des Daseins Gottes. Wir müssen zum vollen Sinn dieses Wortes wieder zurückfinden.

Gott ist da, und was immer sonst da ist, existiert für Ihn, und nichts existiert ohne Ihn. Er ist da und umfängt alles mit seiner Macht, die lantere Wirklichkeit ist. Er gibt allem das Dasein, auch all dem, was ich in der äußersten Einsamkeit in freier Tat setze. Und Gott ist allgegenwärtig. Es ist sein Wesen, daß Er alles in dieser Welt, auch das Unscheinbarste, durch und durch erkennt und es mit Seiner ganzen unbesiegbaren Kraft umfängt. Ohne Gott gibt es nichts, existiert nur das Nichts. Gerade der Theologe, der am sorgsamsten über die Wahrung der kreatürlichen Rechte wacht, scheut sich nicht, zu schreiben: „Jedes Geschöpf ist, in sich selbst betrachtet, einfach nichts.“ (Summa theol. I, II, 109, ad 2).

Das genügt; wir haben jetzt die notwendigen Voraussetzungen, um die Nichtigkeit der Kreaturen und des Menschen insbesondere zu erfassen. Jetzt verstehen wir das „Nichts“ der Karmelmystik und können die Offenbarung nachvollziehen, die der heiligen Katharina von Siena zuteil

wurde: „Ich bin, der ich bin, und du bist durch dich selbst ein Nichts...“ So sprechen die Heiligen, als jene, die ein waches Empfinden für Gott haben. — Aber lassen wir die „Frommen“ beiseite, da ihre Werturteile möglicherweise nicht ganz objektiv sind. Gehen wir lieber einmal zu den Theologen, und zwar zu einem der scharfsinnigsten unter ihnen. Er soll das Gegengewicht vermitteln, dessen wir bedürfen.

Wenn Gott existiert, dann ist er es zunächst und vor allem der „zählt“. Innerhalb der christlichen Weltordnung steht die kontemplative Liebe zu Gott an Wert absolut über der Liebe, die sich um die anderen bemüht. Gott ist kein Objekt unseres tätigen Bemühens, und Er ist ebensowenig unmittelbarer Gegenstand einer natürlichen Erkenntnis. Aber wenigstens unser übernatürlicher Glaube und unsere übernatürliche Liebe erreichen ihn ganz unmittelbar... Das geschieht in der Beschauung. Sie ist freilich kein natürliches Werk; das wußten schon die Griechen, die sich bereits gegen eine allzu nahe liegende Versuchung zu wehren hatten. So schreibt Aristoteles: „Nach allen weisen Lehrern darf man nicht nur an Menschliches denken. Der Vorwand, wir seien ja nur Menschen, ist nicht stichhaltig. Vielmehr sollen wir so viel wie möglich nach Unsterblichkeit streben“ durch die Beschauung. Was ein Aristoteles nur vorausahnen konnte, das hat uns Christus gebracht, nämlich die Freiheit zur Gottesschau. Denn das Evangelium offenbart uns ja nicht bloß die Vollendung der schönen Philanthropie der Heiden in der Caritas, die den anderen dient, es bringt uns viel mehr die Liebe, die, wie Magdalena zu Füßen Jesu, betrachtend bei dem Geliebten verweilt.

Darin liegt aber ausgesprochen, daß der Besitz des feinen Gespürs für Gott sich darin bekundet, daß wir den Geschmack am kontemplativen Leben wiedergewinnen... Die eigentliche Tätigkeit des vergöttlichten Menschen wäre dann die Schau Gottes. Und alles andere, Arbeit und Gerät, müßte höheren Zielen dienen, die jenseits der irdischen Zwecksetzung stehen, nämlich der Betrachtung und der Bewunderung Gottes. „Richtig gesehen erscheinen alle Tätigkeiten der Menschen zum Dienste derer bestimmt, welche die Wahrheit betrachten“ (Summa c. gent. 3, 37).

Gott ist so herrlich und groß, daß Sein heller Glanz die Menschheit, ihre Geschichte und ihre Existenz in Dunkelheit taucht... Diese Finsternis wird noch dichter durch die Sünde, durch dieses ganze Reich des Bösen, das, wenigstens innerhalb der Menschenwelt, viel weiträumiger ist als der Anteil des Guten: „Nur beim Menschen scheint das Böse häufiger zu sein als das Gute“ (Summa theol. I, 49, 3 ad 5). Man hat Thomas den Optimisten unter den Theologen genannt. Er hatte die Gabe der Wissenschaft, denn er besaß dies feine Gespür für Gott. Aber er hatte auch die Gabe der Tränen, da er wußte, was es bedeutete, wenn er allabendlich in der Komplet von den „gementes et flentes exules filii Evae“ sang.

Gott ist so voller Herrlichkeit, daß Er das Herz dessen, der Ihn gläubig erkannt hat, vollständig überwältigt. Dann wird jedes Opfer leicht und

jedes Kreuz gesegnet, wenn es nur zur Vereinigung mit ihm hilft. Was sollte einer nicht alles hergeben, wenn es um Seinen Besitz geht! Wir wissen es gut: „Der Mensch kann sehr wohl zur ewigen Seligkeit gelangen, wenn er die Dinge dieser Welt in Gebrauch nimmt. Aber er wird leichter und schneller dahingelangen, wenn er den Erdengütern entsagt“ (Summa theol. I, II, 108, 4). Dann öffnet sich dem gottsuchenden Menschen ein Weg. Es geht dann nicht mehr nur um die Übung der „bürgerlichen“ Tugenden, wie sie hinreichen, wenn man ein ehrenwerter Staatsbürger und ein Glied einer Gemeinschaft sein will. Viel mehr ist eine „Klugheit“ gefordert, welche alles nur von Gott her beurteilt, eine Selbstzucht, welche die irdischen Wünsche verachtet, ein Starkmut, welcher über die Leidenenschaften hinweggeht, endlich eine Gerechtigkeit, die einen ewigen Bund mit Gott geschlossen hat... Das sind die Tugenden dieser Kernschar, die hier auf Erden die ganz Vollkommenen umfaßt“ (Summa theol. I, II, 61, 5). Gewiß es ist wichtig, daß einer Mensch wird, aber noch wichtiger, daß er für Gott da ist. Ein feines Gespür für Gott haben! Das besagt, das man in seinem Leben alles unterdrückt, was der Gottesliebe zuwider ist, ja, daß man auch das überwindet, „was unser Herz daran hindert, sich gänzlich Gott hinzuschenken“ (ebd. II, II, 184, 2)... Da genügt Tugend allein nicht mehr. Der Hl. Geist muß mit seinen Gaben das Herz übermächtigen...

Aber wie steht es mit den anderen? Wo bleibt der Dienst am Nächsten, diese zweite Seite der Caritas? Wir brauchen unsere natürlichen Gefühle nicht zu vergewaltigen; es geht ja nur um die Herstellung des Gleichgewichtes in unserem Leben. Wir sollen die anderen wirklich mit ganzer Kraft lieben, wenn auch nicht mehr als uns selbst, so doch wenigstens mehr als unseren Leib, sobald es sich um ihre Seele handelt. „Vollendung der Liebe ist es, sich zur Rettung des Nächsten freiwillig der Todesgefahr auszusetzen“ (ebd. II, II, 26, 5 ad 3)... Aber unser Herz muß begreifen, daß Gott den Vorrang hat. Das zweite Gebot ist dem ersten „ähnlich“, aber es ist damit nicht identisch, es bleibt nachgeordnet. Denn „der Grund, weshalb wir den Nächsten lieben, ist Gott: das, was wir im Nächsten lieben sollen, ist dies, daß er in Gott ist“ (ebd. II, II, 25, 1). Zuerst der Dienst Gottes!... Die Gottesliebe ist stark genug, uns zum Dienst an den anderen, die nun einmal da sind, anzutreiben, „Der apostolische Mensch wird es bisweilen hinnehmen, daß er der Befriedigung der göttlichen Beschauung entrissen wird, damit Gottes Wille geschehe und Gott geehrt werde.“ (ebd. II, II, 182, 2); denn man kann ja nun einmal nicht gleichzeitig tätig sein und in Beschauung versunken. Erst in der beseligenden Gottesschau des Jenseits werden nur noch die Wonnen der Beschauung bleiben. Hier unten bietet sich unserem verlangenden Herzen alles dar: apostolische Arbeit, Eroberung, sozialer Einsatz. All das ist groß und wertvoll, freilich nur unter einer Bedingung, daß es für Gott geschieht und daß unser Bemühen wesentlich dahin geht, daß wir die Menschen zu Gott führen und für

Gott aufnahmefähig machen. Der wertvollste Dienst, den wir unseren Brüdern ... erweisen können, besteht nicht darin, daß wir ihnen Arbeitsstätten oder Gesetze geben, sondern darin, daß wir sie zu Gott hinführen und daß wir sie daran gewöhnen, Seiner Gegenwart in einem Aufblick betrachtender Liebe inne zu werden. Wer, ganz von Gott erfüllt, die Last eines Teiles der leidenden Menschheit auf seine Schultern nimmt, „der wird das Elend des gegenwärtigen Lebens viel tiefer mitempfinden und wird auch viel stärker danach Sehnsucht tragen, davon frei zu werden und zu Gott zu gelangen“ (ebd. I, 20, 4 ad 5).

Aber ist das nun wirklich damit gemeint, wenn wir von dem feinen Gespür für Gott sprechen? Oder haben wir eben nicht vielmehr für einige Augenblicke in der uns fremden Welt mittelalterlicher Philosophie gelebt, die belastet ist mit den Restbeständen irgendwelcher griechischer Philosophien? Was sagt die Hl. Schrift dazu; denn auf sie allein kommt es doch schließlich an. — Seien wir unbesorgt. Noch ist das Wort Gottes die Seele unserer Theologie.

Erinnern wir uns an die Botschaft des hl. Johannes. Seit jenem Tage, da der Täufer, mit gebanntem Blick auf den vorüberschreitenden Heiland schauend, sein „Ecce Agnus Dei“ stammelte, seit jener Stunde, da er hingegangen war, den Meister aufzusuchen, der ihn angeschaut hatte, lebt dieser Freund Jesu nur noch für Gott. Kein anderer hat inniger als er den Menschen in Christus geliebt, ... aber auch kein anderer hat so nachdrücklich gelehrt, daß in Christus der Logos ist, und daß der Logos Gott ist. Der Visionär von Patmos ist es gerade, der immer wieder die Mahnung gibt: Laßt uns einander lieben! Aber er weiß auch den Grund dieses Gebotes: „Denn die Liebe kommt von Gott. Weil Gott uns zuerst geliebt hat, darum müssen wir einander lieben“. Er hat uns nicht die lieblichen Gleichnisreden von Galiläa aufgezeichnet, sondern die gewaltigen Selbstoffenbarungen von Jerusalem: „Ehe Abraham ward, bin ich“. Wirklich, Gott ist die große Leidenschaft seines Leben.

Und bei St. Paulus ist es nicht anders. Für ihn ist alles außer Christus abgetan. Ihn begeistert an Christus nicht der harmonische Mensch oder der genügsame Arbeitsmann, sondern nur der Gekreuzigte mit seinem abgründigen Geheimnis. „Ich kenne nichts als ihn“. Was bedeutet ihm die Welt? „Die Welt ist für mich gekreuzigt, wie auch ich der Welt gekreuzigt bin“. Menschliche Rücksichten, die ihn bestimmen könnten, scheinbar wertvolle Güter festzuhalten, kennt er nicht. „Aus Liebe zu Ihm habe ich alles preisgegeben; denn ich erachte alles als Kehrlicht, um nur Christus zu gewinnen“. Ihm ist nur eines bedeutsam: mit Christus leben und daß Christus in ihm lebe! Er hat Wesentlicheres zu tun, als sich um die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit zu bemühen. In seiner geschichtlichen Betrachtung steht die Tragödie der Sünde und die blutige Hingopferung von Golgotha im Mittelpunkt seiner Schau ... Nur eine Sehnsucht lebt in seinem Herzen: „Aufbrechen, um bei Christus zu sein! Denn

das ist ja weitaus das Beste“. Wenn er sich damit abfindet, noch auf Erden zu bleiben, dann nur um des Dienstes an den Brüdern willen ... Aber die Sehnsucht erlischt nicht. „Komm, Herr Jesu!“ — So schreibt er „mit eigener Hand“. — Und auch seine Gläubigen lehrt er nichts anderes. „Suchet das, was droben ist, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt“, gebt euch den himmlischen Dingen hin, nicht dem Erdenkram, denn unser Leben ist ja mit Christus in Gott verborgen. Ertötet darum alle allzu irdischen Wünsche! Klarer kann man nicht sprechen. „Unser Blick hängt nicht am Sichtbaren, sondern am Unsichtbaren. Denn das Sichtbare ist nur für eine kurze Zeit, aber das Unsichtbare ist ewig. Solange wir in diesem Zelte weilen, stöhnen wir unter der Last, erfüllt von dem glühenden Verlangen, mit unserer himmlischen Wohnung überkleidet zu werden“. Und dabei ist es kein Platoniker, der so schreibt, oder ein „geistlicher Schriftsteller“, sondern der Völkerapostel! Wie Johannes mahnt er: Zuerst die Liebe! Aber er verwechselt diese Liebe nicht mit irgendeinem Dienst am Nächsten: „Wenn ich alle meine Habe zur Speisung der Armen verteilen würde, und wenn ich meinen Leib den Flammen ausliefern würde, hätte aber die Liebe nicht“, dann wäre all das wertlos. Wenn ich die ganze Welt mit meiner sozialen Gerechtigkeit und meiner wirtschaftlichen Planung auf den Kopf stellen würde, so daß die Erde wieder zum Paradies würde, hätte aber kein glühendes Verlangen nach Gott, dann wäre all das nichts! Alles andere wird ja vergehen; die Wissenschaft, Seelsorge und Apostolat, Konferenzen und theologische Spekulationen — alles wird ein Ende haben, nur die Liebe, die liebende Schau Gottes wird bleiben ...

Und dies ist auch die Botschaft der ganzen Heiligen Schrift und aller, die um Jesus sind ... Vor allem die Botschaft des Herrn selbst. Christus ist Gott. Somit gibt es bei ihm keinen Raum für die Frage, inwieweit Gott für Ihn an erster Stelle steht. Aber manche seiner Gebärden sind wie ein wirkungsvoller Anschauungsunterricht. Er legt Wert darauf, uns zu verstehen zu geben, daß drei kurze Jahre öffentlicher Tätigkeit unter den Menschen dreißig Jahre eines verborgenen Lebens in engster Gottgemeinschaft voraussetzen; und daß man unter Umständen den Mut haben muß, die Volksmasse zu entlassen und ganz allein auf den Berg zu steigen, um zu beten... Er lehrt uns, daß alles für Gott und zwar für Gott allein zu geschehen hat. „Wenn du betest, dann geh in deine Kammer und schließe die Tür zu, und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist“. Alles muß zurücktreten, sobald der Wille des Vaters zur Frage steht. Seine Eltern suchen Ihn; das ist verständlich. Und seine Antwort? „Wußtet ihr denn nicht, daß ich bei meinem Vater sein muß?“ Seine Apostel laden ihn nach der Zwiesprache mit der Samariterin ein, mit ihnen das Mahl zu teilen; auch das ist menschlich verständlich: „Meister, iß!“ — „Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennt. Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“...

Im gleichen Geiste bildet er seine Apostel. Um der Sicherheit ihres Gottesbesitzes willen dürfen sie vor keiner Entsagung zurückschrecken. Die Eltern, der Besitz, das Leben —, all das kann ein Hindernis sein. Sie müssen sich bereit halten, daß sie all das hingeben müssen. Und wenn sie alles getan haben werden, was Gott von ihnen in einem der Selbstheiligung und dem Apostolat geweihten Leben verlangt, dann werden sie sagen müssen: „Wir sind nur unnütze Knechte“. Als einmal das menschliche Gefühl des guten Petrus sich gegen den Gedanken des blutigen Opfers auflehnt, hält Jesus mit Seinem Zorn nicht zurück: „Zurück, Satan, du denkst nicht, was Gottes ist!“

Dieser Meister, der so gütig ist und so reich an zarter Liebe gegen uns, verlangt vor allem, daß wir uns um das Gottesreich bemühen. Es geht nicht darum, daß wir Menschen werden, daß wir die Welt für Seine Sache erobern, daß wir uns in seinem Dienste verzehren. Es geht darum, daß wir Gott lieben... Das ist also das evangelische Lebensideal, wie überhaupt dasjenige der ganzen Hl. Schrift: „Von Gott ergriffen sein!“ „Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott“. — Wir dagegen, wir haben Angst vor Gott. Wir haben Angst, uns von Ihm übermächtigen zu lassen, wir bangen darum, daß wir uns vom Menschen und von der Welt loslösen müssen. Freilich, wenn der Besitz des feinen Gespürs für Gott bedeuten würde, daß wir die Empfänglichkeit für die menschlichen Belange verlieren, dann könnte darin nicht unser Ziel bestehen. Aber darum geht es ja auch gar nicht. Wir sollen uns nur um den Ausgleich zwischen zwei entgegengesetzten Anziehungskräften bemühen. Es geht nicht darum, das eine auf Kosten des anderen zu verdrängen, weil die beiden Kräfte zwei verschiedenen Ordnungen angehören. Wir wollen zum Schluß auch noch dieses zu begreifen suchen.

Wir haben den Christen in dieser geheimnisvollen Dialektik zu sehen, die ihn von Gott zum Menschen treibt und vom Menschen wieder zu Gott, um ihn so schließlich zu seinem Ziele zu führen. Rings um uns herum verkündigen jene, die ein besonderes Gespür für den Menschen und für die Welt haben, daß es keinen Gott gibt, daß es für die Menschheit nur dann Heil gibt, wenn Gott ein für allemal abgetan ist... Auf der anderen Seite vermeinen jene, die ganz für Gott leben, daß die Welt ihrer Aufmerksamkeit nicht wert sei. Diese „Frommen“ weigern sich entschieden, sich in das weltliche Getriebe hineinverwickeln zu lassen. Die Welt eckelt sie an, sie finden es für ratsam, sich an ihr nicht die Hände schmutzig zu machen. Ein bißchen billige Frömmigkeit, eine regelmäßige Gewissensreinigung; und Gott ist zufriedengestellt.

Wir anderen sind entschlossen, uns gegen eine solche Einstellung zu wehren, und dies ist unsere erste Bekehrung als Christen. Wir begreifen seitdem, daß das wahre Christentum nicht in einer allzu billigen Flucht vor den innerweltlichen Aufgaben bestehen kann. Aus dieser Abwehrhaltung heraus haben wir den Sinn und das Gespür für den Menschen

und die Welt wiedergefunden. Aber nun sind wir in Gefahr, zu weit mitgerissen zu werden. Wer könnte leugnen, daß die Welt das Herz berücken kann! Zudem haben wir ja die Pflicht, in ihr mit allem Nachdruck und Ernst tätig zu sein. So befällt uns die Versuchung, es denen gleich zu tun, die darin besonderen Erfolg haben, und so zu leben, als gäbe es keinen Gott. Dadurch wird dann unser seelisches Gleichgewicht gefährdet. Aber wir wissen nun, wie wir den notwendigen Ausgleich zu schaffen haben.

Gleichwohl bleibt noch ein banger Zweifel. Kann uns ein Kompromiß überhaupt helfen? Nein, wenn Gott und die Welt der gleichen Ordnung angehören würden; dann gäbe es keine Lösung. Aber es geht auch gar nicht um einen Kompromiß. Gott ist der transzendente Schöpfer. Gerade deshalb aber kann er auch der Welt in einem solchen Maße immanent sein, daß alles hienieden seinen Gang nehmen kann, gleich als ob Gott gar nicht existierte. Seine Gegenwart ist so unabdingbar, daß sie gar nicht mehr auffällt. Damit etwas auffällt, muß es abwesend gewesen sein und sich dann erneut zeigen. Gott dagegen ist schlechterdings gegenwärtig. Er ist wie das Milieu, in welchem man lebt, das man aber nicht mehr wahrnimmt. So wird es begreiflich, daß wir in der Welt tätig sein und so tun können, als könnten wir Gott vergessen.

Wir suchen uns gegen diese Versuchung zu wehren, und das wird dann unsere zweite Bekehrung sein. Der hl. Paulus kann uns dabei die auf den ersten Blick widersprüchliche Lösung bieten. Die wahren Christen stehen im Einverständnis mit der Welt, „sie haben Frauen, sie weinen und sind froh, sie kaufen und verkaufen“. „Aber die, welche die Welt gebrauchen, müssen tun, als wenn sie sie nicht gebrauchten. Denn die Gestalt dieser Welt schwindet dahin.“ Das ist das Echo der Bergpredigt: „Selig die Armen im Geiste!“ Sie können ruhig große Reichtümer ihr Eigen nennen, können reich sein an allen Tugenden, können durch Wort und Tat die Menschen beherrschen. Aber sie sind nicht an die geschaffenen Güter gebunden, ihr Herz ist in ihrem Apostolat oder in ihrem Heiligkeitsstreben nicht starr geworden, sie haben das Gespür für Gott bewahrt. Selig, die Hunger und Durst haben — nicht nur nach der sozialen Gerechtigkeit, denn das hieße das Evangelium verkürzen! — sondern nach dem Besitz Gottes! Der echte Christ hat nichts zu tun mit jenem Menschen, der in der Zufriedenheit dahinglebt, der alles zu besitzen glaubt, weil er die Welt besitzt. Und wenn ein Guy de Larigaudie ein großer Christ ist, dann nicht deshalb, weil er die Welt gebraucht hat, sondern weil er sie so gebrauchte, als gebrauchte er sie nicht...

Ein letztes Bedenken bleibt noch zu zerstreuen. Wenn wir uns so von der Welt loslösen müssen, fallen wir dann nicht doch wieder in die Schar jener „Frommen“ zurück, die sich nicht mit dem Menschen abgeben wollen, und die jene so aufreizende Haltung einnehmen?... Hier wird eine weitere Reaktion gefordert, die zugleich unsere letzte Bekehrung darstellen wird.

Tatsächlich könnten wir auf Grund der inneren Losschälung zu einer völligen Gleichgültigkeit gegenüber den Erdendingen gelangen. Aber damit würden wir den Gedanken des hl. Paulus und des hl. Johannes vom Kreuz verraten, und dann würden wir auch die Worte Jesu falsch verstehen. In dem Maße, wie das Feingespür für Gott in unserem Herzen erstarkt, haben wir das Recht und die Pflicht, nicht nur die Welt zu gebrauchen, sondern sogar so zu tun, als wäre die Welt in Wahrheit interessant. Und wenn die Versuchung uns überkommt, der Welt zu entfliehen, weil die Sehnsucht nach Gott zu groß ist, dann wird gerade darin die Bewährung der religiösen Einstellung bestehen, daß wir es uns zur Pflicht machen, uns so sehr der Welt zu widmen, als wäre sie alleine da. Mit ebensoviel Überzeugung wie unsere ungläubigen Brüder werden wir für das Glück der Menschen uns einsetzen und dabei doch wissen, daß es ein Paradies auf Erden nicht mehr gibt. Wir werden uns abmühen und plagen, als ob es eines Tages doch einen endgültigen Frieden hienieden gäbe, als ob das Elend verschwinden, der Haß sich legen und alle Menschen einander lieben würden. Wir werden Reden halten und Bücher verfassen, als ob wir sicher wären, alle Menschen bekehren zu können, und als ob wir kein anderes Ziel kennten, als die Welt zu erobern... Das wahre Motiv dieses unseres Einsatzes wird dabei freilich etwas ganz anderes sein als das, wodurch die glaubenslose Menge sich treiben läßt, aber es wird in Gott verborgen sein.

Spielt der Christ demnach Theater?

Nicht mehr und nicht weniger als die andern auch. Alle spielen wir die „Menschliche Komödie“, dessen Thema ist: das Dasein in Freiheit vor dem Auge Gottes. Der Christ spielt für den, der ihm zuschaut. Die andern spielen für sich selbst. Der Christ bemüht sich gar nicht um die gleichgültige Miene, die nur den schlechten Spieler verrät. Er nimmt seine Rolle ganz ernst. Aber er vermag frei über den Rand der Bühne hinauszuschauen. Gott ist zugegen und folgt seinem Darsteller mit Seinen Augen... Der Christ fühlt sich bei seinem Spiel vom Blick Gottes getragen, der auf ihm ruht. Er ist um dieses Blickes willen und um dieser Gegenwart Gottes willen in dieser Welt tätig. Von daher empfängt sein Leben überhaupt seinen Sinn. Er weiß, daß er eines Tages sein Kostüm ablegen muß und daß er dann dem Autor vorgeführt wird, um seine Glückwünsche zu empfangen und um seines vertrauten Umganges gewürdigt zu werden... Gott hat keinen herrlicheren Lohn zu geben als die Offenbarung Seines Herzens und Seines Lebens... Schon jetzt lebt der Christ von dieser Seligkeit. Er hat sich seinem Autor hingegeben, weil das Spiel keinen anderen Sinn hat als Ihn. Alle seine Gebärden wollen nur möglichst deutlich die Absichten Gottes zur Darstellung bringen... Seine einzige Leidenschaft ist Gott. Auf Ihn sind seine Gedanken, seine Haltung, seine Gefühle, sein Wollen, seine Neigung, alles, was er tut, ausgerichtet. Der Christ ist eben ein Mensch, der das Gespür für Gott besitzt.